

Schwiizerdütsch - der Cervelat der sprachlichen Integration? : Zur Rolle der Mundart bei der Integration von Jugendlichen mit Migrationshintergrund

Autor(en): **Schader, Basil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schriftenreihe = Collection / Forum Helveticum**

Band (Jahr): **15 (2005)**

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-832946>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SCHWIZERDÜTSCH – DER CERVELAT DER SPRACHLICHEN INTEGRATION?

ZUR ROLLE DER MUNDART BEI DER INTEGRATION VON JUGENDLICHEN MIT MIGRATIONSHINTERGRUND

Basil Schader

«Solange du keine Cervelats isst», so jüngst ein Jugendlicher in der Zürcher S-Bahn zu einem anderen, «solange bist du trotzdem kein richtiger Schweizer!». Die beiden Jugendlichen unterschieden sich kaum, beide sprachen perfektes Züritütsch, und ohne die bemerkenswerte Diagnose wäre nie augenfällig geworden, dass der eine offenbar zwar eben eingebürgert, aber ursprünglich zugezogen und Moslem war.

Unmittelbar auffällig hingegen sind sprachliche Abweichungen vom Ortsdialekt: Sei es, dass sie die Zuordnung der betreffenden Person zu einem andern Dialektgebiet oder aber die (oft genug falsche) Identifikation als «Ausländer/in» erlauben. Korrektes Dialektsprechen hat in der Deutschschweiz eine ebenso wichtige Funktion für die soziale Integration wie es die Beherrschung des Hochdeutschen für die schulische und laufbahnbezogene hat. Dass Schwiizerdütsch die Wurst (oder: eine der Würste) ist, um die es bei der sozialen Integration geht, ist natürlich auch Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund klar. Mit dieser Einsicht kann sich ein beträchtlicher Assimilationsdruck verbinden. Allerdings wird, wer in zwei Sprachen und Kulturen aufwächst, diesen doppelten Reichtum nicht zwangsläufig zugunsten der einen über Bord werfen. Der sprachliche Orientierungsprozess von Jugendlichen mit Migrationshintergrund ist eng mit vielfachen identitären Aspekten verbunden. Er kann, wie de Jong bereits 1986 am Beispiel der griechischen Migration in der Schweiz zeigte, sehr wohl eigen- und auch widerständig erfolgen. Und er kann durchaus auch das Umfeld betreffen, dessen Sprache – und ganz besonders gilt dies für die Jugendsprache – ja ebenfalls keineswegs starr, sondern in stetem Wandel ist.

Eine Gruppe, die hinsichtlich ihrer sprachlichen Orientierung zwischen Erst- und Zweitsprache, zwischen Mundart und Hochsprache besonderes Interesse verdient, sind die albanischen Kinder und Jugendlichen in der Schweiz. Sie zählen zu einer zahlenmässig sehr starken und vergleichsweise jungen Migrationsbevölkerung. Die meisten von ihnen wachsen als Secondos und Secondas

im sprachlichen Spannungsfeld von noch stark albanisch-orientiertem Elternhaus und schweizerdeutsch/hochdeutsch geprägtem Umfeld auf; rund drei Viertel sind in der Schweiz geboren oder leben seit sechs und mehr Jahren hier. Ihre Orientierung zwischen gegisch-nordalbanischem Dialekt, albanischer Standardsprache, Hochdeutsch und Schweizerdeutsch ist einer der Fokusse eines Forschungsprojekts der Pädagogischen Hochschule Zürich und der Universität Tirana (s. Schader 2005). Grundlage bildete eine im Sommer 2001 durchgeführte breite Befragung unter rund 1100 albanischsprachigen Schülerinnen und Schüler des fünften bis zehnten Schuljahrs. Besonders aufschlussreich mit Blick auf die sprachliche Integration sind die Frage nach der Sprachwahl in verschiedenen Situationen, die Einstellung gegenüber den verschiedenen Sprachen und die Selbsteinschätzung der Kompetenzen in diesen. Die nachfolgenden Ausführungen geben Einblicke in einige der diesbezüglichen Ergebnisse.

Die *Wahl der Sprache*, die mit verschiedenen Familienangehörigen zu Hause gesprochen wird, illustriert sehr schön den Wandel der Usancen in der ersten bzw. zweiten Migrationsgeneration. Mit den Eltern spricht die überwiegende Mehrheit der albanischen Kinder und Jugendlichen mehr oder fast nur Albanisch (Mutter: 95%, Vater 85%). Sprechen die Geschwister zu Hause aber untereinander, tun dies nur gerade 23% von ihnen auf Albanisch. Viel üblicher ist unter ihnen entweder der Gebrauch von mehr oder (fast) nur (Schweizer-)Deutsch (43%) oder aber eine gemischt deutsch-albanische Sprachpraxis (34%). Dass sich hier (wie übrigens auch in der Sprachwahl beim Medienkonsum) die bessere sprachliche Integration der zweiten, grossteils in der Schweiz schulisch sozialisierten Generation spiegelt, liegt nahe, ist aber kaum die ganze Wahrheit. Fragt man nämlich nach der Sprachwahl gegenüber Geschwistern und Peers ausserhalb der Familie, d.h. im (deutschgeprägten) Kontext der Freizeit, steigen bemerkenswerterweise die Albanischwerte, während jene fürs Deutsche sinken. Je nach sprachlichem und sozialem Kontext kann die jeweils «andere» Sprache offensichtlich bewusst auch zur Abgrenzung favorisiert werden.

In besonders produktiver Weise übernehmen diese Funktion die elaborierten Formen des «gemischten» Sprachgebrauchs. Anders als das rein sprachnot- oder sprachökonomisch motivierte Codeswitching («Po shkoj në Werke-Ruum», Ich geh jetzt in den Werken-Raum) setzen sie eine gute Kompetenz in beiden Sprachen voraus. Sie können als eigentliche Peer-Codes kultiviert werden, wie sie u.a. Franceschini für die italienischen Jugendlichen in der Schweiz und Auer oder Dirim für junge Türkinnen und Türken in Deutschland

beschrieben haben. Die Funktionalität dieser gemischten Peer-Codes in gruppenidentitärer und binnenintegrativer Hinsicht ist klar, wenngleich sozial und situativ stark begrenzt. Immerhin ist ihre Attraktivität so hoch, dass sie durchaus auch auf Jugendliche ausserhalb der ursprünglichen bilingualen Gruppe ausstrahlen kann, wie es früher etwa die Beliebtheit des Italo-Schweizerdeutschen oder heute jene des Balkan-Slangs zeigen. Je nach Prestige des betreffenden Jargons in der lokalen Jugendkultur kann sprachliche Integration dabei plötzlich nicht mehr Sache der «Aus-», sondern sehr wohl der «In-»Länderinnen und Inländer werden. Eine Untersuchung zum Einfluss des Albanischen auf die Sprache von nicht albanischsprachigen Oberstufenschülerinnen und -schüler in der Ostschweiz (Schader 2003) förderte in diesem Sinne nicht nur erstaunlich verbreitete Albanischkenntnisse zu Tage. Vielmehr erfolgten auf die Frage nach dem Nutzen dieser Kenntnisse auch Äusserungen wie die folgenden, welche die «zweite Seite» der sprachlichen Integration anschaulich illustrieren: «[Es ist nützlich, denn] man kann ein wenig mitreden», bzw. «wir leben in einer Zeit, in der fast jeder Albanisch kann».

Zu den «Grundgrössen des Spracherwerbs» (Klein 1992), bzw. zu den Determinanten, die sprachliches Lernen und sprachliche Integration wesentlich beeinflussen, zählt die *emotionale Einstellung* gegenüber einer Sprache. Im Kontext der Deutschschweiz betrifft dies nicht *eine* Sprache, sondern die beiden Varietäten Schweizerdeutsch und Hochdeutsch, die für je unterschiedliche Facetten der Integration bedeutsam sind. In unserer Untersuchung äusserten sich die Befragten sowohl zu ihrer emotionalen Einstellung gegenüber den Sprachen, in denen sie leben (Albanisch und Deutsch, je Mundart und Standard, dazu Französisch und Englisch als schulische Fremdsprachen), wie auch zur Einschätzung von deren *Bedeutung für ihre Zukunft*. Für die Optionen «sehr gern» bzw. «sehr wichtig» ergeben sich folgende Prozentwerte bzw. Reihenfolgen:

Rang	Emotionale Beziehung	Zukunftsbedeutung
1	Albanisch (Dialekt) (68%)	Albanisch (Dialekt) (63%)
2	Englisch (52%)	Englisch (61%)
3	Schweizerdeutsch (46%)	Hochdeutsch (60%)
4	Hochdeutsch (35%)	Albanisch (Standard) (45%)
5	Albanisch (Standard) (30%)	Schweizerdeutsch (41%)
6	Französisch (19%)	Französisch (35%)

Auch wenn drei Viertel der Befragten sechs und mehr Jahre in der Schweiz leben und hier sprachlich bestens integriert sind, ist die Verbundenheit mit ihrer Erstsprache, dem albanischen Dialekt, hoch. Allerdings bezieht sich diese Sprachloyalität nicht auf beide Varietäten des Albanischen, vielmehr scheint die Standardvariante ähnlich ungeliebt zu sein, wie es das Hochdeutsche für manche Schweizerinnen und Schweizer ist. Auffällig ist die Positionierung des Englischen. Sie geht wohl vorab auf dessen Status als prestigehohe Weltsprache zurück; beigetragen haben mag auch die Beliebtheit der USA dank deren Rolle im Kosovo-Krieg, der zum Zeitpunkt der Befragung erst anderthalb Jahre zurücklag. Wird allerdings auch die Option «gern» in die Auswertung einbezogen, rückt das Schweizerdeutsche in der Beliebtheitskala auf den zweiten Platz. Die emotionale Beziehung zu diesem ist besser als jene zum Hochdeutschen. Geht es um die pragmatische Einschätzung der Zukunftsbedeutung, werden die beiden deutschen Varietäten freilich deutlich umrangierte. Bemerkenswert ist die Schlusslicht-Position des Französischen. Die Vermutung, dass hier (wie auch bei der emotionalen Einstellung zum Hochdeutschen) teilweise Wertungen und Klischees aus dem deutschschweizerischen Umfeld übernommen wurden, liegt nahe – wie ja sprachbezogene Vorlieben und Ranglisten generell oft eher als Amalgam verschiedener einstellungsbezogener Trends und Einflüsse denn als genuine Eigenkreationen zu deuten sind.

Wichtig für sprachliche Praxis und Integration sind die *Kompetenzen*, die in den jeweiligen Sprachen überhaupt verfügbar sind. Wir beschränken uns hier auf die Selbsteinschätzungen zu wenigen ausgewählten Aspekten. Auf die Frage, in welcher Sprache sie ihre *Gefühle* besser ausdrücken können, antwortete ein gutes Drittel (37%) «(viel) besser in Deutsch», 40% «in beiden Sprachen gleich gut», während sich ein knappes Viertel (23%) für «(viel) besser in Albanisch» entschied. Für einen ansehnlichen Teil der albanischsprachigen Secondas und Secondos scheint Deutsch damit auch im alltagsbezogen-persönlichen und emotionalen Bereich zur starken Sprache geworden zu sein. Noch prägnanter zeigt sich dies mit Blick auf den kognitiv-schulbezogenen Sprachgebrauch, den insbesondere Kinder aus bildungsferneren Familien fast ausschliesslich in der Schule – und damit: auf Deutsch – erwerben. Auf die Frage «In welcher Sprache kannst du etwas genauer *erklären?*», antwortet fast die Hälfte (48%) mit «(viel) besser in Deutsch», 29% mit «beide gleich» und neuerlich 23% mit «(viel) besser in Albanisch». Nochmals erheblich drastischer fallen die Selbsteinschätzungen der literalen und standardsprachlichen Fähigkeiten (Lesen, Schreiben; Hörverstehen und Sprechen der Standardvariante) aus. Hier schätzen die Befragten ihre Albanisch-Kompetenz durchwegs prägnant

tiefer ein als jene im Deutschen; dies im Unterschied zum generellen Hörverstehen und Sprechen im Dialekt, bei dem sich die Werte für die beiden Sprachen in etwa entsprechen. Während im Bereich der mündlich-dialektalen Kommunikation die Mehrheit der Befragten noch über eine ausgewogene (balancierte) Zweisprachigkeit verfügt, scheint für die Schriftlichkeit immer mehr eine dominant deutsch-orientierte Form des Bilingualismus charakteristisch zu werden.

Zu befürchten ist, dass – trotz der starken emotionalen Bindung an die Erstsprache (s.oben) – zunehmend mehr Angehörige der zweiten und dritten albanischen Migrationsgeneration von ihrer Schriftsprache und -kultur abgekoppelt sind und ihre Sprache nurmehr in dialektaler Form und für einfache alltagsbezogene Kommunikationsaufgaben beherrschen. Sprachliche Integration in der Schweiz wäre damit um den Preis des Verlusts von auch identitär zentralen Bereichen der Erstsprache erkaufte. Solche Assimilation entspricht nicht den Zielen schweizerischer Sprachenpolitik (vgl. u.a. das Schweizerische Gesamtsprachenkonzept von 1998), und sie würde sich auch zwangsläufig mit einem Verlust bei einem der wichtigen Kapitalien unseres Landes, nämlich der Mehrsprachigkeit, verbinden. Die Rolle der Schweizer Institutionen, welche die Förderung entwickelter Bilingualität und Biliteralität bislang einfach den oft bildungsfernen und überforderten Familien und dem Besuch des fakultativen, vom Schweizer Schulsystem weitgehend abgekoppelten HSK überlassen, ist umso mehr zu überdenken, als etwa aus den skandinavischen Ländern schon länger Beispiele einer geglückteren Integration vorliegen.

Von Interesse mit Blick auf die sprachliche Integration in der Deutschschweiz, wo der Dialekt als Umgangssprache klar dominiert, sind abschliessend die Antworten auf die Fragen «*Was verstehst, bzw. sprichst, du besser: Hochdeutsch oder Schweizerdeutsch?*». Auch wenn Vergleichsuntersuchungen von muttersprachlichen Schweizer Schülerinnen und Schüler fehlen, ist klar, dass Schweizerdeutsch bei diesen vor allem bezüglich der eigenen Sprachproduktion, also des Sprechens, überwiegend stärker eingestuft würde. Bei den albanischsprachigen Kindern ist dies nur in der Tendenz ähnlich. Zwar gibt die Mehrheit, nämlich über 40% an, «besser» oder «viel besser» Dialekt zu sprechen, doch finden sich auch 20%, die ihre Sprechkompetenz in Hochdeutsch stärker einstufen (!), sowie knapp 40%, die sich in beiden Sprachen als gleich stark bewerten. Bezüglich des Hörverstehens schätzt eine Mehrheit von gegen 60% ihre Kompetenzen in beiden Sprachen als gleich hoch ein, während je 20% angeben, entweder besser Hochdeutsch oder aber Schweizerdeutsch zu verstehen. Die «unerwarteten» Werte gehen vor allem auf jene

Befragten zurück, die erst seit kurzem in der Schweiz leben und offenbar durch schulische Spezialförderung noch stark auf den Erwerb der Hochsprache konzentriert sind. Anders als bei den hier Aufgewachsenen verläuft der Erwerb des Dialekts bei dieser Gruppe schwerpunktmässig nicht vor, sondern nach (bzw. parallel zu) jenem der Hochsprache.

Schlagen wir zum Schluss den Bogen zur Frage im Titel unserer Ausführungen! Ist Mundartsprechen für die sprachliche Integration in der Deutschschweiz das, was Cervelatessen im gesellig-kulinarischen Bereich ist? Grundsätzlich ja, müsste die Antwort lauten – und sogleich ergänzt werden um den Hinweis, dass es nicht eine, sondern viele Sorten von Cervelats (mit und ohne Schweinefleisch) und auch nicht eine, sondern viele Arten sie zuzubereiten und zu essen gibt. Mundart zu sprechen ist bei uns fraglos von wichtiger integrativer Bedeutung. Wie sie aber zu sprechen ist, kann angesichts unserer auch sprachlich pluralen Gesellschaft, des Sprachwandels und mit Respekt vor den identitären Implikationen des Sprachgebrauchs ohne Arroganz definitiv nicht mehr einheitlich oder normativ festgelegt werden.

ERWÄHNT LITERATUR (AUSWAHL)

DE JONG, WILLEMIJN (1986): *Fremdarbeitersprache zwischen Anpassung und Widerstand*, Lang, Bern, Frankfurt/M., New York.

Gesamtsprachenkonzept, EDK (Schweiz. Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren) (1998): *Welche Sprachen sollen die Schülerinnen und Schüler während der obligatorischen Schulzeit lernen? Entwurf (...) Gesamtsprachenkonzept*, Bern (abrufbar via www.romsem.unibas.ch/sprachenkonzept).

KLEIN, WOLFGANG (1992): *Zweitspracherwerb*, Hain, Frankfurt/Main.

SCHADER, BASIL (2003): *Albanisch – kann bald jeder Zweite*, in: *NZZ* vom 26.3.2003; ausführlicher in: *Albanische Hefte*, 1/2003: 19-25 und in SCHADER 2005.

SCHADER, BASIL (2005): *Shqyrtime gjuhësore rreth kontaktit mes shqipes dhe gjermanishtes në Zvicër*, Kristallina-KH, Tiranë (mit deutscher Zusammenfassung; erweiterte deutsche Ausgabe für 2006 geplant).